

Abschlussbericht: Austausch an der Hebrew University of Jerusalem im Wintersemester 2017/18 (Master Medien und Politische Kommunikation)

Im vergangenen Wintersemester habe ich einen Auslandsaufenthalt an der Hebräischen Universität Jerusalem (HUJI) absolviert, der im Rahmen des dezentralen Austauschs zwischen der HUJI und dem Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der FU stattfand.

Vor dem Aufenthalt

Den Bewerbungs- und Vorbereitungsprozess habe ich als transparent und im Kern einfach wahrgenommen, auch wenn es manchmal schwierig war, die richtigen Ansprechpartner*innen für Formulare und Unterschriften zu finden. Leider kam es im Verlauf der Vorbereitung zu ein paar Schwierigkeiten: Nachdem ich den Bewerbungsprozess an der FU abgeschlossen hatte, habe ich erstmal längere Zeit nichts mehr gehört. Als ich mich dann an der HUJI für Kurse einschreiben wollte und eine entsprechende E-Mail an das Sekretariat schrieb, wurde mir mitgeteilt, dass man meinen Namen noch nie gehört hatte. Es stellte sich heraus, dass die Nominierungs-E-Mail, die über mehrere Stellen von der FU zur HUJI geschickt wurde, unterwegs verlorengegangen war. Die HUJI zeigte sich aber pragmatisch und nominierte mich nach, allerdings musste ich dann sehr kurzfristig verschiedene Dokumente besorgen und digital einreichen. Die HUJI wollte dabei unter anderem auch den Nachweis einer ärztlichen Untersuchung und ein Gutachten eines FU-Prof. Da ich ohne Acceptance Letter der HUJI wiederum kein Visum beantragen konnte, verzögerte sich meine Abreise durch das Procedere um etwa zwei Wochen, was aber nicht schlimm war, da ich mit einem Zeitpuffer geplant hatte und so trotzdem noch vor Beginn des Semesters in Jerusalem ankam.

Ich habe eine Auslandskrankenversicherung bei einem deutschen Anbieter abgeschlossen. Es ist auch möglich, eine Krankenversicherung über die HUJI zu beziehen, aber diese ist teurer. Zusätzlich zu den Leistungen des Erasmus+ Weltweit-Stipendiums für ein Auslandssemester an der HUJI (für vier Monate erhielt ich etwa 2200 Euro sowie einen Reisekostenzuschuss), habe ich Auslands-Bafög bezogen, das beim Tübinger Studierendenwerk beantragt werden muss. Als Student im Rahmen des dezentralen Direktaustauschs wurden mir zudem die Studiengebühren an der HUJI erlassen.

Mitte Oktober, also etwa zwei Wochen vor Beginn der Lehrveranstaltungen, bin ich dann nach Jerusalem gereist. Vor Ort musste erneut ein vergleichsweise geringer Aufwand an Bürokratie betrieben werden. Außerdem gab es eine Einführungswoche für internationale Studierende, die aber im Kern nur aus einer Kennenlernveranstaltung und einer Einführung in die elektronische Kurswahl bestand. Diese ist ebenso wie andere Funktionen der Studierendenselbstverwaltung einfach und intuitiv aufgebaut.

Studium

Als ich mich für das Austauschprogramm bewarb, ging ich davon aus, dass ich in Jerusalem ein Forschungsprojekt verfolgen sollte und bereitete entsprechend eine Untersuchung vor. Im Verlauf des Vorbereitungsprozesses stellte sich allerdings heraus, dass der Stipendiengeber Erasmus erwartet, dass ich Kurse an der HUJI absolviere. Entsprechend habe ich mich entschieden, das Forschungsprojekt aufzugeben und stattdessen Kurse zu absolvieren.

Für nicht-hebräischsprachige Studierende gibt es zwei Möglichkeiten an der HUJI zu studieren: Zum einen kann man Kurse an der Rothberg International School (RIS) absolvieren und zum anderen englischsprachige Kurse aus dem Angebot der Fakultäten wählen. Da man als Austauschstudent automatisch an

der RIS eingeschrieben ist, muss es von der Studiendekanin der RIS genehmigt werden, wenn man Kurse an anderen Fakultäten belegen möchte. Das geht aber sehr schnell, und ich habe auch von niemanden gehört, dass solche Vorhaben jemals abgelehnt wurden.

Das Kursangebot an der Rothberg International School umfasst vor allem im weitesten Sinne Landeskunde Israels, der sich aus politikwissenschaftlicher, anthropologischer und historischer Sicht genähert wird. Außerdem gibt es ein Angebot religionswissenschaftlicher Kurse zu Judentum und Islam. Der größte und beliebteste Bereich ist aber natürlich das Angebot an Sprachkursen, das Hebräisch auf allen Kompetenzniveaus und Arabisch bis zum Level B2 umfasst.

Letztlich habe ich mich entschieden, neben dem Sprachkurs in Hebräisch drei Kurse an der RIS und zwei Kurse an der sozialwissenschaftlichen Fakultät zu absolvieren. Die Kurse an der RIS beschäftigten sich mit der Geschichte des Holocausts, Gender in Israel und einer Einführung in das politische System Israels. An der sozialwissenschaftlichen Fakultät habe ich Kurse zu Protestkommunikation und zu Nationalismus in Europa absolviert. Damit hatte ich etwa 20 Präsenzstunden in der Woche.

Der intensivste Teil dieses Studiums war der Sprachkurs in Hebräisch, der 10 Wochenstunden umfasste. Etwas unangenehm war, dass die Sprachkurse grundsätzlich um 8 Uhr morgens starten, um nicht mit dem regulären Kursangebot zu kollidieren, aber daran gewöhnt man sich erstaunlich schnell. Der Kurs legte ein hohes Tempo vor, die Schriftzeichen des Alphabets etwa wurden komplett in einer Woche vermittelt. Hausaufgaben im Umfang von einer halben bis einer Stunde pro Tag mussten abgegeben werden und flossen in die Note ein. Zudem gibt es wöchentlich einen Test und im Verlauf des Semesters drei Klausuren. Da Hebräisch eine Sprache ist, deren Aufbau sich sehr von europäischen Sprachen unterscheidet, ist dieser Aufwand allerdings auch nötig.

Das erste Hebräisch-Sprachlevel (Aleph) umfasst regulär zwei Semester. Da ich nur ein Semester in Jerusalem war, habe ich den zweiten Teil als vierwöchigen Intensivkurs während der Ferien nach dem Semester absolviert. Diesen Kurs musste ich aus eigener Tasche bezahlen, da die Befreiung von den Studiengebühren nur ein Semester umfasste. Der Kurs kostete ungefähr 1000 Euro, die bar in Dollar gezahlt werden mussten. Die Anforderungen waren erneut sportlich (25 Präsenzwochenstunden, jede Woche ein Vokabeltest, eine Klausur und ein Essay).

Die inhaltlichen Kurse an der Rothberg International School habe ich als durchaus gut in Erinnerung. Auch wenn der Fokus darauf lag, die Studierenden auf einem eher deskriptiven Level an die Struktur der israelischen Gesellschaft heranzuführen, wurden auch normative Fragen behandelt. Die Kurse waren generell nicht sehr anspruchsvoll und verlangten im Vergleich zur FU überschaubare Lektüre. Da die Lehrkultur eher auf Frontalunterricht ausgerichtet ist, war es außerdem auch nicht sonderlich schlimm, wenn man mal unvorbereitet in Seminar ging.

Die Kurse an der sozialwissenschaftlichen Fakultät erinnerten dagegen eher an die Kurse an der FU: Viel theoretisch ausgerichtete Literatur und Referate und Gruppenarbeiten. Der Kurs zu Protestkommunikation beschäftigte sich mit der Organisationskommunikation von Protestbewegungen und wurde mit einer Gruppenhausarbeit abgeschlossen. Der Kurs zu Nationalismus in Europa behandelte verschiedene nationalistische Strömungen in Europa sowie Debatten über Israelsolidarität in der bundesdeutschen Linken und wurde mit einer Klausur abgeschlossen. Letzteren Kurs hatte ich vor allem gewählt, da er von dem prominenten Wiener Politikwissenschaftler Stephan Grigat geleitet wurde, der zu dieser Zeit eine Gastprofessur an der HUJI innehatte.

Credit Points an der HUJI werden an der FU im Regelfall mindestens mit dem Faktor 2 oder 2,5 angerechnet. Für Kurse an der HUJI gibt es aber meistens nur relativ wenige Credit Points (für einen Kurs mit zwei Präsenzstunden meisten 2 HUJI-CP, für einen vierstündigen 4). Maximal ein Kurs im Semester kann mit einem Teilnahmechein abgeschlossen werden, in den restlichen müssen Prüfungen abgelegt werden. Da ich mein Auslandssemester zu einem relativ späten Zeitpunkt meines Masterstudiums gemacht habe, als ich die meisten Module bereits abgeschlossen hatte, habe ich mich entschieden, meine Kurse eher nach Interesse als nach Anrechenbarkeit zu wählen.

Die Studierendenschaft an der RIS besteht vor allem aus europäischen und chinesischen Austauschstudierenden, zudem eine große Zahl aus den USA, Russland und Südkorea, außerdem viele palästinensische Israelis, die dort ihre Sprachkurse in Hebräisch absolvieren. Deutsche waren meiner Erinnerung nach sogar die größte nationale Gruppe nach den Chinesen. Es gibt eine Betreuung durch das israelische Pendant zum AStA, das regelmäßig Veranstaltungen und Ausflüge organisiert. Da diese Aktivitäten allerdings bezahlt werden müssen, habe ich darauf verzichtet.

Die Studierenden aus den Kursen an den Fakultäten habe ich als sehr offen und interessiert erlebt. Es gibt an der HUJI ein Institut für Deutschlandstudien, dort findet man leicht Sprachtandempartner*innen. Die sozialwissenschaftliche Fakultät organisiert zweiwöchentlich ein englischsprachiges Symposium mit internationalen Referent*innen, das war sehr nett. Die Dozent*innen sind zumeist hilfsbereit und reagieren schnell auf E-Mails. Die Bürokratie an der HUJI produziert manchmal Schleifen, aber die Mitarbeiter*innen sind alle sehr nett und hilfsbereit und gehen bei entsprechender Rücksprache liberal mit Fristen um.

Unterbringung

Wegen der oben angesprochenen bürokratischen Probleme konnte ich kein Zimmer im Wohnheim beziehen, was sich aber als Glücksfall erwies: Die Zimmer dort sind nicht nur überteuert (knapp 600 Euro pro Monat), sondern auch noch himmelweit ab vom Schuss. Mit dem ÖPNV braucht man von dort knapp eine halbe Stunde, bis man in der Innenstadt ist. Und zu Fuß ist der Weg sehr anstrengend, da das Wohnheim auf einem Berg liegt. Wenn keine Nachtbusse fahren, ist Ausgehen also ein Ding der Unmöglichkeit. Allerdings ist die Uni von dort aus fußläufig zu erreichen.

Als ich erfuhr, dass ich kein Wohnheimzimmer bekommen würde, machte ich mich auf die Suche nach einem WG-Zimmer. Die meisten Anzeigen findet man in Facebook-Gruppen wie „Jerusalem Sublet“. Problematisch war, dass in Israel die Wohnungssuche häufig sehr kurzfristig abläuft. Viele Annoncen kündigen den Einzugstermin bereits für die nächste Woche an. Da ich aus der Ferne ein Zimmer gesucht habe, war das natürlich ungünstig. Letztlich konnte ich aber nach vier Skype-Gesprächen mit verschiedenen WGs drei Wochen vor Abreise ein Zimmer im Stadtteil Katamon finden.

Für das relativ große Zimmer in einer Vierer-WG im Erdgeschoss mit Garten zahlte ich etwa 500 Euro. Nach dem, was ich gehört habe, ist das etwa der Durchschnitt, es gibt aber auch billigere Zimmer. Besonders ist sicher, dass zwei meiner drei Mitbewohner Anhänger der orthodoxen, aber modernen Religionsgemeinschaft Chabbad waren. Daher war die Küche koscher – es gab also zwei Sets an Töpfen und Tellern für Milch- und Fleischprodukte – und meine Mitbewohner hielten den Shabbat ein. Die Beiden waren trotz ihrer Religiosität aber sehr umgänglich und haben mir aus so manchen Schlamassel geholfen und sind mir bei Mietsachen immer entgegengekommen. Letztlich waren aber unsere Lebensstile sehr unterschiedlich, sodass wir eher nebeneinanderher gelebt haben.

Katamon grenzt an die Innenstadt, hat mit seinen alleinstehenden Häusern mit Gärten aber eher etwas von Vorstadt. Die Uni ist mit dem Bus etwa eine halbe Stunde entfernt, wobei die Fahrtlänge je nach Verkehrsverhältnissen variieren kann. Am Donnerstagnachmittag, wenn die Stadt voller Wochenendbesucher und Leute ist, die ihre Einkäufe vor dem Shabbat machen, kann sich die Fahrt auch schon mal eine Stunde hinziehen.

Lebensbedingungen

Jerusalem wirkt viel kleiner, als es eigentlich ist, da ein großer Teil der 800.000 Einwohner*innen in Neubaugebieten am Stadtrand lebt, die eher den Charme von Marzahn-Hellersdorf versprühen. Dort ist man eher selten, ebenso im infrastrukturell schlecht erschlossenen Ostteil der Stadt. Der Bereich, den man als Innenstadt wahrnimmt – also die Altstadt, die „Downtown Triangle“ genannte City, die Wohnviertel Nachlaot und Rehavia und die orthodoxen Viertel im Norden der Innenstadt – , ist durchaus überschaubar, und nach einem Monat kennt man eigentlich jede Ecke.

„Downtown Triangle“ besteht eigentlich nur aus einer einzigen, großen Straße (Jaffa Street), von der sich Seitenstraßen abtrennen. Hier findet man die meisten Kneipen der Stadt und auch Jerusalems einzigen Club. Vor allem am Donnerstagabend ist viel los. Generell ist es aber in der Heiligen Stadt recht gesittet, eine Reihe empfehlenswerter Locations gibt es aber, zum Beispiel den Bar/Club-Hybrid Mazkeka (Shoshan Street) oder die engen Kellerräume des Musikkollektivs Studio Strauss (in einem Hinterhof an der Natan Strauss Street). Nach 23 Uhr darf in den Spätis kein Alkohol mehr verkauft werden.

In Jerusalem gibt es ein grundsätzlich verlässliches Nahverkehrssystem, das hauptsächlich aus Buslinien besteht. Ein kleiner Act ist es allerdings, die Semesterkarte zu erwerben – ohne Unterstützung durch jemanden mit Hebräischkenntnissen ist das quasi unmöglich. Mit dem Ticket kriegt man aber auch einen Preisnachlass für überregionale Busverbindungen, sodass man eigentlich überallhin in Israel für weniger als zehn Euro fahren kann.

Die Lebenshaltungskosten sind wie allgemein bekannt sehr hoch. Mit dem Erasmus-Stipendium und Auslands-Bafög konnte ich mich gerade so über Wasser halten. Das Studiervisum verbietet es, Arbeit aufzunehmen. Sehr ungünstig empfand ich auch, dass das Erasmus-Geld nicht monatlich ausgezahlt wird, sondern in zwei Tranchen zu Beginn und zu Ende des Semesters. Deshalb war ich zwischendurch in der Bredouille, mir Geld von Freunden vor Ort leihen zu müssen. Ein guter Trick, um Geld zu sparen, ist, in den arabischen und orthodoxen Supermärkten einzukaufen. Ansonsten liegt nahe, die Ernährung auf den stark subventionierten Hummus umzustellen, den man für zwei bis drei Euro im 750g-Bottich kaufen kann.

Der Shabbat ist ein bisschen nervig, weil wirklich alle Läden, Spätis und Imbisse geschlossen sind und auch keine Busse fahren. Außerdem sollte man am Shabbat die orthodoxen Viertel meiden, da die Menschen dort auch von Gästen die Einhaltung der Regeln erwarten. Man kann sich also schnell in einer wütenden Menschentraube finden, nur weil man sich zum Beispiel eine Zigarette angesteckt hat. Am Freitag sollte man zudem die Altstadt meiden, da es dort wegen des Freitagsgebets in der Al-Aqsa-Moschee sehr voll wird.

Wegen der besonderen Bedrohungslage gegenüber dem jüdischen Staat sieht man vor allem in Jerusalem sehr häufig Soldat*innen und Polizei. Obwohl in die Zeit meines Aufenthalts auch die kontrovers aufgenommene Entscheidung fiel, die US-Botschaft nach Jerusalem zu verlegen, habe ich eigentlich nur wenige Auseinandersetzungen mitbekommen. Die Polizei hat in Israel sehr weitreichende Befugnisse und es ist nicht ungewöhnlich, dass man ohne Anlass auf der Straße kontrolliert und durchsucht wird.

Im Oktober herrschten in Jerusalem noch recht sommerliche Temperaturen über 25 Grad, die dann langsam sanken und sich zwischen Dezember und Februar zwischen 10 und 15 Grad einpendelten. Ich habe ohne Winterjacke und Heizung überlebt, aber im hoch gelegenen Jerusalem weht manchmal ein kühler Wind. In anderen Jahren soll es wohl schon kälter gewesen sein.